Fagerolles, dem nunmehrigen Präfekten des Seine-Departements, vergebens gesucht, deren Spur er nach Italien und von dort wiederum nach dem Elsaß gefolgt! Dort war sie ihm verloren gegangen. Ruhelos und friedlos schien Hamelin mit seiner Tochter in der ganzen, langen Zeit von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gehetzt zu sein, und nun — endlich! Seltsame Fügung des Zufalls!

Des Zufalls? — War es nur Zufall gewesen, der ihn in Brüssel auf dem Tische eines Kaffeehauses jenes Buch Viktor Hugo's, „Die Arbeiter des Meeres", finden ließ, durch welches derselbe vor „Napoleon des Kleinen" Zorne auf das damals unbekannte, meerumflossene Jersey geflüchtet, der herrlichen Natur der normannischen Insel und der Eigenart ihrer Bewohner ein Denkmal gesetzt? Waldeck hatte sich, merkwürdig angezogen von der Schilderung der Weltentfremdetheit, in die Lektüre vertieft, und bei dem Satze, daß Jersey das Paradies der Geächteten sei — hatte die Hand der Liebe ihm da nicht die Binde von den Augen genommen, daß er sehend wurde, und ihm das ahnende Drängen ins Herz gepflanzt?

Waldeck fuhr erröthend auf, als er einen pfiffig lächelnden Ausdruck in den hellen, ihn beobachtenden Augen des Hotelwirths gewahrte.

„Die Zeiten ändern sich," schmunzelte der alte Offizier behaglich, „aber 's ist merkwürdig, die Menschen bleiben doch stets dieselben! Genau so, wie Sie eben, mag ich wohl vor einem halben Jahrhundert ausgesehen haben, als ich mich anschickte, meiner Louison Herz und Hand zu Füßen zu legen. . . Nicht so ungestüm, Herr Professor! Meine alten Augen haben das Sehen noch nicht verlernt. Und halloh, es nutzt Ihnen ja gar nichts, wenn Sie allein in den Sturm und den Regen hinausstürzen! Ohne Führer werden Sie Herrn Hamelin's Haus doch nicht finden!"

Er versetzte dem Verblüfften einen freundschaftlich derben Stoß auf die Schulter und brachte dann auf zwei Fingern einen gellenden Pfiff hervor, der einen halbwüchsigen Jungen herbeiriief.

„Hast du Lust, einen Frank zu verdienen, Mak?" fragte ihn der Wirth des Lecafstrand-Hotels.

Mak hatte Lust.

„Der Herr hier wünscht in das Haus hinter den Nadeln geführt zu werden."

Mak riß die braunen Augen groß auf.

„In das Haus hinter den Nadeln?" fragte er staunend. „Zu dem schwarzen Fräulein!"

„Ja, ja! — Man nennt Fräulein Hamelin hier das schwarze Fräulein wegen der dunklen Farbe ihrer Kleider," fügte der Wirth zu Waldeck gewendet hinzu, „und an Maks Erstaunen können Sie sehen, wie abgeschlossen die kleine Familie sich hält. Aber, Herr, unterbrach er sich dann, „in dem Wetter! . . . Wollen Sie nicht wenigstens meine wasserdichten Stiefeln . . ."

Er vollendete nicht. Der Professor hatte den Knaben mit sich fortgezogen und war schon draußen mitten im Gebraus des Sturmes. — — —

(Schluß folgt.)

## Bunte Zeitung.

**Eine Epidemie im 16. Jahrhundert.** Während man sich heutzutage an manchen Orten aus Bacillenfurcht am liebsten vor jedem Verkehr hermetisch abschließen möchte und die Zeitungen davon zu erzählen wissen, wie nichtsahnende Reisende in Leichenhäusern oder Rauchkammern eingesperrt werden, zeigt uns ein Blick in eine alte Landeschronik — wie der „Schw. Merkur" erzählt — Bilder echt schwäbischer Gastfreundschaft. Als im Herbst 1566 die Universitätsstadt Tübingen von einer verheerenden Seuche heimgesucht wurde, beschloß der akademische Senat anfangs November, die ganze Universität nach Eßlingen zu verlegen. So zogen denn Professoren und 400 Studenten mitten aus der verseuchten Stadt heraus in die freundliche Neckarstadt, welche ihnen schon vorher die herzlichste Aufnahme zugesagt hatte. Man lehrte und lernte dort mit demselben Eifer wie sonst in Tübingen. Professor Martin Crusius, dessen bekannter schwäbischer Chronik (Annales suevici, 2 Bde. Francof. 1595) diese Schilderung entnommen ist, hielt seine griechischen Vorlesungen zuerst im Zunfthause der Schneider, später im Kloster der Barfüßer; lateinische Uebungen gab er im Kaufhause an der Mauer, während er selbst bei dem Präzeptor der Lateinschule Ph. Bub wohnte. Ein volles Jahr lang war so Eßlingen Hochschule, und erst gegen Ende des Jahres 1567 zogen die Akademiker nach Tübingen zurück, wo sofort eine größere Zahl von Studirenden, welche trotz der Aufforderung des Senats in Tübingen über die ganze Zeit zurückgeblieben waren, wegen ihres Ungehorsams relegirt und der städtischen Obrigkeit übergeben wurden. Der städtische Magistrat lud sodann (am 3. Febr.) den akademischen Senat zur Feier der Rückkehr der Universität zu einem festlichen Mahle in den Räumen des Rathhauses ein. Wenige Jahre später, 1571, trat aufs neue eine gefährliche Epidemie in Tübingen auf; schon im Juli entfernte sich ein Theil der Studirenden, und am 21. Aug. begab sich die ganze Universität wiederum nach dem gastfreundlichen Eßlingen. Am 10. Sept. gab der akademische Senat dem Rath der Stadt Eßlingen und den beiden Vertretern des Fürsten in einem Gasthause ein Festmahl. Die Vorlesungen begannen in allen Fakultäten am 17. Sept. Drei Tage darauf wurden die Studirenden zusammenberufen und ihnen bei harter Strafe verboten, irgend jemand, der aus der Seuche in Tübingen komme, aufzunehmen oder mit solchen Personen Briefwechsel oder sonst Verkehr zu haben. „Die Ansteckung", so sagte damals der Prorektor Schegk, „ist eine gefährliche Sache. Es kann einer, wenn er auch selbst nicht stirbt, durch seinen Umgang das Gift einem andern beibringen." (Setzen wir statt Gift „Bacillus", so stehen wir ja ganz auf dem modernen Boden!) Dasselbe Verbot wurde tags darauf den Einwohnern in den Kirchen ebenfalls mitgetheilt. Komisch berührt es uns neben diesen vernünftigen Anordnungen, wenn Crusius erfahren haben will, daß „wegen der vergifteten Luft die wilden Thiere über den Rhein geschwommen seien." Im Frühjahr 1572 ließ die Seuche, welche allein in Tübingen 950 Menschenleben gefordert hatte, wieder nach, und im Mai kehrte die Universität wieder zurück, nachdem sie noch am 23. April dem städtischen Magistrat zu Eßlingen für seine herzliche Gastfreundschaft durch ein Abschiedsmahl gedankt hatte. Wie damals die Universität nach Eßlingen sich gewandt hatte, so war infolge der bösartigen Seuche das fürstliche Hofgericht nach Waiblingen verlegt worden. Diese Auswanderungen der Universität stehen jedoch nicht allein da. Schon 1482/83 war die ganze Hochschule wegen einer Epidemie zerstreut, und die neuen Studirenden wurden an verschiedenen Orten des Landes inskribirt (z. B. in Dornstetten, Rottenburg, Urach, Waiblingen). Ebenso wurden 1522 Inskriptionen in Rottenburg vorgenommen. 1542 verlegte die philosophische Fakultät unter ihrem Dekan Jakob Schegk ihre Thätigkeit kurz vor Fastnacht ebenfalls wegen einer Epidemie nach Hirsau.

**Ein interessantes Dokument** ist von dem kgl. Hausarchivar Dr. Ernst Berner entdeckt und den Sammlungen zur Geschichte des Preußischen Staates einverleibt worden. Es handelt sich um das „älteste" Extrablatt, das von einem preußischen Kriegsschauplatze aufgeflattert ist. Dieses „Allerneueste" stellt sich als ein Bericht über die Schlacht von Fehrbellin dar.

**Ein „klassisch dankbares" Publikum** muß es in dem ostpreußischen K. geben, so behauptet der Direktor der dortigen Sommerbühne. Neulich gastirte da — mehr der Ehre wegen als um Honorar — ein Berliner Schauspieler als Othello. Der Gast fand vielen Beifall, was den Direktor umsomehr ärgerte, als er selbst Heldendarsteller war und gerade den eifersüchtigen Mohren zu seiner Glanzrolle zählte. Als der Vorhang fällt, ruft das Publikum stürmisch nach dem Gaste. „So lassen Sie doch die Gardine hochziehen!" ruft der glückliche Othello dem Direktor zu, „man verlangt doch nach mir!" — „Ach, Unsinn!" erwidert der Neidische, „das Publikum will den Autor sehen!"

**Konsul oder Generalkonsul?** Vor einiger Zeit stand ein Schriftsteller im Foyer eines Theaters und unterhielt sich mit dem Generalkonsul X., welcher erst vor kurzem zu dieser Würde avancirt war. Ein gemeinsamer Bekannter trat heran und begrüßte den Generalkonsul mit den Worten: „Guten Abend, Herr Konsul." „Wie können Sie Herrn X. Konsul tituliren," fragte der Schriftsteller, „der Herr ist Generalkonsul. Konsul kann jeder sein — Napoleon war auch Konsul!"

**Daran liegt's!** Hausfrau: „Früher kam es vor, daß Mädchen zehn bis zwanzig Jahre im Dienste aushielten." Dienstmädchen: „Ja, Madameken, — aber heutzutage liebt es man bloß keene Herrschaft mehr, die det aushält!"

**Auch ein Vorzug.** Gast: „Herr Wirth, ein Gutes hat Ihr Bier." Wirth: „Was denn?" Gast: „Man kriegt nie einen Katzenjammer danach, weil man nur ein Glas davon trinken kann."

**Modernes Kostüm.** „Aber, Emmi, wo ist denn mein blau und weiß gestreifter Ships hingekommen?" — „Ach, sei nur nicht böse, Männchen, ich hab' mir ein Badekostüm daraus gemacht."

**Stolz oder Vorsicht?** Stadtreisender Rosenzweig: „Sie können's mir glauben, ich komme nur in die vornehmsten Häuser . . ." — „Wahrscheinlich weil die Treppen da mit Teppichen belegt sind."

**Ein Kenner.** Arzt: „Und dann trinken Sie zur Stärkung etwas Rothwein!" — Patient (einfallend): „Um Gotteswillen nicht, Herr Doktor, ich bin — Weinhändler."

**Verunglückte Schmeichelei.** „Nun, wie gefällt Ihnen meine neue Frisur, Herr Doktor?" — „Reizend, Fräulein Melanie, Sie sehen um dreißig Jahre jünger aus."

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

# Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 228. Halle a. d. S., Donnerstag den 29. September 1892.

[3]

## Die stille Margareth.

Eine Erzählung von J. J. David.

So nahte die österliche Zeit. Pater Felician hatte ein neues und schönes Auferstehungslied erhalten, das er seinen Getreuen beizubringen gedachte. Ihm fehlte aber die Margareth dabei aller Enden; er vermißte auch in der Kirche die leuchtenden Augen, die ihn so gläubig und hingebend anzuschauen gepflegt. Er wußte auch keinen Grund für die Art, in der sie sich ihm gegenüber benahm; an jene Unterredung als letzte Ursache des Ganzen dachte er nicht. Aber ihm mußte daran gelegen sein, keinerlei Auflehnung gegen sein Ansehen aufkommen zu lassen. Und so machte er sich denn eines Tages — es war kurz vor der stillen Woche und nur noch auf den Bergen lag der Schnee — zu den Eltern des Mädchens auf, die ganz oben auf der Leiten wohnten, dort, wo Klein-Krasna ein Ende nimmt und der Wald beginnt.

Ein unbändiges Lärmen war in der Stube, die er betrat. Da schrien die Kinder durcheinander; da rasselte das Weberschiffchen; die beiden Finken waren so aufgehängt, daß sie sich sehen mußten; nun spürten sie die Frühlingssonne und wetteiferten mit mächtigem Geschmetter. Auf dem offenen Feuerherde stand ein großer Topf und brodelte, ein dünner Geruch entstieg ihm, und eine feuchte und dumpfe Luft durchschwälte den Raum. Von nacktem Elend sprachen die nackten Wände. Hinter dem Webstuhle stand die Margareth und stierte ins Leere; das blasse, blanke Gesicht mit den schönen Augen schimmerte geisterhaft zwischen den aufgespannten und sich kreuzenden Fäden hervor. Und während die alte Pelar herzustürzte, um dem vornehmen Gast die Hand zu küssen und einen ordentlichen Tanz um ihn aufführte, während der Weber aufsprang und sich nicht zu halten wußte in seiner Ueberraschung, blieb sie ohne jede Regung. Umsonst sah sie die Mutter ganz wüthend an, umsonst gab ihr der Vater einen heimlichen Puff; die Margareth beachtete das gar nicht, und als der Blick des Pfarrers den ihren traf, senkte sich ihre Wimper nicht. Er bot ihr die Hand; sie aber that, als gewahre sie das gar nicht und verschränkte ihre Arme auf dem Rücken.

Pater Felician fühlte sich peinlich berührt; er wollte ihr Vorwürfe machen und traute sich nicht recht zu sprechen und fand das gehörige Wort nicht. Und endlich fuhr er heraus: „Warum kommst du nicht in den Gottesdienst oder zum Singen? Du gehst mir ab."

„Geh' ich dir ab, Pfaff?" kam es von einer fremden und unnatürlich heiseren Stimme zurück.

Ein Aufruhr entstand. Der Pfarrer fuhr auf: „So sprichst du mit mir? Warum? Weil ich dich nicht in Dienst nehmen will?"

„Um Jesu willen, rechnen Sie's ihr nicht an!" kreischte die Weberin; der alte Pelar schlug mit aller Kraft nach ihr und traf sie vor den Kopf.

Sie zuckte ein wenig und fuhr sich nach der schmerzenden Stelle; aber ruhig antwortete sie: „Ja, nur weil du mich nicht hast dingen wollen."

Der Pfarrer beschwichtigte und kam sich dabei unendlich edel vor: „Schlagt sie nicht! Sie spricht im Unverstand. Zum Singen kommst du also nicht mehr?"

„Nein."

„Aber du wirst doch wenigstens zur Osterbeichte kommen?"

Sie dachte nach. Ueber ein Weilchen: „Ja, ich werde kommen!" — und ein trauriges Licht irrte dabei in ihren Augen.

Die Thür kreischte, und kaum daß Felician's letzter Schritt verhallt war, so fielen sie wieder über das Mädchen her, das alles ohne Gegenwehr, nur schwer athmend und fast röchelnd ertrug. Man ließ endlich von ihr ab, und sie, als wäre nichts gewesen, versank wieder in sich und ihre Gedanken.

Am Palmsonntage kam die stille Margareth zur Beichte. Er war recht hell angebrochen, und viele Menschen bewegten sich im Freien, mehrere Gespielinnen begegneten ihr, mit denen gepaart, die sich im Winter in Spinnstube oder beim Tanze zu ihnen gesellt hatten. Manches grüßte; sie schien niemanden zu beachten und sah doch jeden mit starkem Neid. Ueber die Bohlenbrücke, welche die Betschwa übersetzt, ging sie. Durch die Zwischenräume der Balken hindurch sah sie die raschen, lehmfarbenen, hochgeschwellten Wasser schießen und horchte nachdenklich ihrem Murmeln und Murren, dem leisen Grollen und Knirschen des Geschiebes, das auf dem Grunde des Flusses fortgewälzt ward. So lange stand sie da, bis ihr schwindlig ward, und ihr schien, als wandere der Steg mit ihr der Strömung entgegen. Dann endlich riß sie sich mit einem Rucke los; in der Kirche kniete sie vor Pater Felician nieder und bekannte ihm gewohnheitsmäßig ihre kleinen Sünden. Während er sie aber schon entlassen wollte — er hatte es eilig, denn es war nicht mehr lange bis zum Hochamte — verharrte sie noch immer auf den Knien.

„Ich habe noch eine Sünde auf dem Herzen," raunte sie und krampfte vor der Brust die Hände ineinander, „ich habe einen Mann lieb . . ."

„Hast du dich mit ihm vergessen?" fragte Pater Felician, der nun zu begreifen glaubte, warum sich das Mädchen so sehr verändert hatte.

„Aerger, Hochwürden! Ich darf ihn nicht lieb haben."

„Und warum nicht? Ist er dir zu nahe verwandt?"

„Nein! Aerger, er ist ein Priester des Herrn."

Pater Felician horchte auf. Aber er war abgespannt vom vielen Beichthören, war ganz im Amte, und dies Bekenntniß war so unerwartet gekommen, daß er unmöglich an etwas Persönliches denken konnte.

„Reiß' ihn aus, Margareth, reiß' ihn aus," sagte er nachdrücklich.

„Ich kann's nicht, Hochwürden; ich kann's nicht!" klagte sie.

„So darf ich dich nicht lossprechen, ehe du dich nicht abgethan hast der Sünde. Komm' ein andermal!"

„Es hat nicht mehr Zeit, Hochwürden. Ich habe mir Mühe genug gegeben. Aber es geht nicht. Und warum soll ich's müssen? In Ungarn drüben, bei den Evangelischen, heirathen sie. Da war bei uns ein Kaplan, ganz vor Euch, wie der vorige Herr Pfarrer schon ganz alt war. Der sitzt jetzt drüben und hat Weib und Kinder. Darf's der, warum nicht auch ein anderer. Oh, ich hab' nachgedacht darüber, Hochwürden. Und andere, die haben eine bei sich, die sie gerne haben. Ich weiß es; ich hör' schon allerhand, und ich denke nach über alles. Warum auch nicht? Ich hab' eine solche gesehen — sie ist von hier und lebt jetzt unten und hat's besser wie keine. Das möcht' ich freilich nicht. Aber, darf das sein? Warum also nicht, wie ich's möchte?"

Bei jedem Worte, glaubte sie selbst, müsse ihr die Stimme versagen. Es pochte so hart und so gewaltsam in ihr, daß ihr das Reden sauer wurde und ihr der Faden der Sätze immer und immer wieder abriß. Er aber wußte das nicht zu deuten. Und fast hochmüthig in seiner Jugend und im Bewußtsein seiner tadellosen Lebensführung entgegnete er:

„Das sind Abtrünnige oder Unwürdige. Uns aber hat es der große Papst Gregor verwehrt. Wer es doch thut, der fällt in die Sünde des Meineidigen, und wer einen von uns ablenkt vom Pfade des Herrn, in die ewige Verdammniß."

Sie erhob sich und stand vor ihm. Der Kopf war demüthig gesenkt, und man sah es recht, wie gewaltig und wie lange ein ungeheures Weh in ihr gearbeitet haben mußte. Aber sie war beinahe schön geworden davon. Ihre Augen hatten stärkeren Glanz gewonnen, und auf ihrer Stirne war ein Leuchten. Eine rührende Wehr- und Hilflosigkeit der Macht ihres Empfindens gegenüber prägte sich in der ganzen dürftigen Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920929021/fragment/page=0001

stalt aus. Mit hastiger Geberde strich sie sich über Stirn und Schläfen, dann haschte sie nach seiner Hand und küßte sie innig. Im Hochamte saß sie wieder auf ihrem gewohnten Platze und schaute ihn wie früher unverwandt an. Zu Hause aber brach sie in ein unendliches Weinen aus, ohne eine Ursache angeben zu wollen, und als sie endlich nachts in einen kurzen Schlaf fiel, da hörte die Mutter, die bei einem kranken Kinde wachen mußte, Stöhnen, einen Namen und allerhand Ausrufe vom Lager des Mädchens her, die sie sich nicht zu deuten vermochte, die sie aber in ihrer Gewalt und Unmittelbarkeit mit der Ahnung eines Unglückes durchschauerten. Ein verkanntes Gefühl, eine Scham, die sich selbst preisgegeben zu haben glaubte und um im Tiefsten verletzt war, rangen in ihr und zerrten an ihrer Seele. Erst am andern Morgen verstand die alte Pelar alles: da durchlief nämlich ein Aufschrei das ganze Dorf — man hatte die Margareth todt aus der Betschwa gezogen; dort, wo das Wasser den Ort verläßt, war die Leiche der Fluth entrissen worden.

Es war das erstemal, daß ein Mensch in Klein-Krasna seinem Leben mit eigener Hand ein Ende bereitet. Niemand wußte sich mindestens eines ähnlichen Ereignisses zu entsinnen. So erhub sich denn eine ungeheure Aufregung. Die eine Stube der Pelars wurde nicht leer von Besuchern. Man hatte die stille Margareth auf das einzige Bett gelegt, das in dem Raume war; darum drängten sich die Beschauer. Der Vater aber war zu Pater Felician gegangen, um die Einsegnung zu erbitten.

Gegen Mittag kam er verstört zurück — der Pfarrer hatte ihm nach den Vorschriften der Kirche seinen Wunsch verweigern müssen.

Ein neues Jammern brach los; die Theilnahme aller äußerte sich in ungestümem Wehklagen.

Da stand die alte Pelar auf: „So will ich zu ihm gehen!"

Und als ihr Mann antwortete: „Glaubst du, er wird es dir anders machen, wenn er nicht darf?" zuckte sie nur die Achseln.

„Aber er darf nicht!" rief er fast heftig.

Sie deutete auf die Todte: „Schrei' nicht! Er darf nicht? Er muß und er wird! Sie hat hier genug ausgestanden, ich weiß es. Sie soll drüben ihre Ruhe haben und in geweihter Erde schlafen," und mit einer fremden Leidenschaftlichkeit wendete sie sich und ging.

Es scheint eine lange Unterredung gewesen zu sein, die das bekümmerte Weib mit Pater Felician hatte. Spät erst kam sie heim, dann aber wies sie ihre Gäste alle fort. Bei mitleidigen Nachbarinnen brachte sie die Kinder unter; sie selber aber hockte auf einen Schemel nieder und versank in Betrachtung der todten Tochter. Manchmal stieg ihr ein Weinen auf; dann nahm sie sich nicht einmal die Mühe, die Thränen zu trocknen, und sie rollten ihr ungehindert über das müde Gesicht. So wartete sie, bis die Thür ging; dann trat sie dem Pfarrherrn einige Schritte entgegen, führte ihn zu der — ach! für ewig — stillen Margareth und kauerte sich wiederum nieder.

Es war ein großes Schweigen in der Stube. Der feierlichen Ruhe des Todes war für ein Weilchen der Lärm gewichen, der die Margareth im Leben umklungen hatte. Das Weberschiff ruhte endlich; in ihren verhangenen Käfigen hielten sich die Finken stille und zwitscherten nur manchmal traumhaft und ängstlich; verstummt waren die Kinderstimmen, die sonst immer das Gemach erfüllt. Pater Felician trat an die Leiche heran und besah sich das junge Gesicht. In die Stirne war eine tiefe, zornige Furche eingegraben, um die Mundwinkel lag eine trostlose Müdigkeit und der Mund war fest geschlossen.

Sie mußte die Zähne fest zusammengebissen haben, damit ihr nicht etwa in der letzten Noth ein Hilferuf sich entreiße. Offen stand das Auge und starr; das that Pater Felician fast weh. Gänzlich unversöhnt und grimmigen Herzens war sie aus der Welt gegangen. Ein ehrliches Mitleiden mit der Unseligen zog ihm in die Brust unter solchen Erwägungen; aber — er wußte da nichts zu beginnen. Seine Pflicht sprach zu klar. Und so schlug er denn ein Kreuz über der Leiche, und mit einem: „Es hilft nun nichts" schickte er sich zum Gehen an.

„Es muß helfen," kam es geraunt an ihm herauf. „Seht sie Euch nur an, Hochwürden, gut an."

Erst jetzt sah er zur Alten nieder; die Aehnlichkeit beider fiel ihm auf und beklemmte ihn.

„Sie erbarmt mich," sagte er leise, „aber ich kann nicht gegen meine Pflicht. Sie starb in ihren Sünden!"

„Sie starb, weil sie nicht sündigen wollte," antwortete die Mutter, und „dieselbe Stimme!" mußte er denken. „Ihr müßt sie einsegnen, Hochwürden, Ihr müßt — sie ist um Euch gestorben!"

„Um mich?" Er taumelte . . .

„Ja! ich weiß es. Ich habe sie heute nacht reden und jammern gehört, daß mir das Herz mitschrie. Aber — wer denkt gleich das Aergste? Freilich, bei ihr hätt' man's müssen. Aber so: Wein' dich aus, Margareth, wein' dich aus, hab' ich mir gedacht. Du wirst schon wissen, warum daß du's thust. Und dann war's schon geschehen. Aber nicht wahr, das werdet Ihr nicht wollen, daß sie mein Mädel, das Euch lieb gehabt hat, einscharren ohne Segen, ohne Weihe und hinter der Mauer."

Das Geflüster begann ihn zu verstören. Aber es wurde dabei auch klarer in ihm. Nun verstand er ihren Besuch im Pfarrhofe, nun ihre letzte Beichte. Eine starke Erschütterung war in ihm, eine leise Reue, die allerdings nur erst der zu großen Strenge, seinem Hasten von gestern galt. Ein gutes Wort — und sie lebte vielleicht noch. Und, mit sich kämpfend, erwiderte er: „Ich allein und ohne Erlaubniß darf es nicht thun. Aber — ich will einen Eilboten nach Olmütz senden, ob mir's der Bischof erlaube."

„Geht selbst, Hochwürden, geht selbst! Euch wird er's nicht verweigern . . ."

„Ich werde!"

„Gott segne und vergelte Euch. Wenn er's aber doch nicht gestattet?"

„Dann . . ."

„Sprecht nicht! Noch nicht!" Sie stürzte vor ihm nieder.

(Schluß folgt.)

[9]

## Völkerschranken.

Novelle von Heinrich Vollrat Schumacher.

Er hob eines der vor ihm liegenden Zeitungsblätter in die Höhe.

„Was mich in demselben fesselte, waren Berichte über jene zahlreichen sensationellen Prozesse, welche unter der ersten chauvinistischen Regierung der Republik gegen alle jene angestrengt wurden, die sich während des Feldzuges Vergehen gegen das Vaterland hatten zu Schulden kommen lassen. Und — unter ihnen befand sich auch ein Verfahren wegen Landesverraths gegen den Fabrikbesitzer Hamelin zu Beauvillage und dessen Tochter!"

„Selbitz!"

Waldeck's Hand legte sich mit schwerem Drucke auf seinen Arm, und aufblickend sah er in das todtenblasse, angstvolle Gesicht des Freundes, aus dem die Augen wie irre auf ihn herniederstarrten.

„Aber lieber Professor . . . fassen Sie sich!" rief der Hauptmann erschreckt. „Hätte ich ahnen können, daß Sie so sehr darunter leiden . . ."

Ernst hörte nicht auf ihn. Mit zitternden Händen riß er die Papiere an sich und stürmte in das Zimmer.

„Licht, Licht!" schrie er.

Beim flackernden Scheine der von Selbitz angezündeten Kerze durchflog er gleich darauf den spaltenlangen Bericht.

„Wahr!"

Jeanne hatte vor dem Richter gestanden — seinetwegen!

Und da — da waren sie auch, die Worte, die in das leicht erregbare Publikum der Gerichtssäle eingeschlagen hatten einem zündenden Blitze gleich, die Worte, die sie dem Staatsanwalt auf seine Frage nach dem Grunde ihrer Handlungsweise geantwortet hatte.

„Ich liebe ihn!"

Wie einfach und doch wie voll von menschlicher Hoheit! Und dieselben Leute, welche eben noch die Angeklagten bei ihrem Erscheinen mit einer Fluth von Beschimpfungen empfangen hatten, waren nun in einen Sturm von begeisterter Zustimmung ausgebrochen.

Wie das Wehen der großen Zukunft des Menschengeschlechts war's gewesen, der Zukunft, die auf ihre Fahne nicht den Kriegsruf: „Hie Frankreich, hie Deutschland!" schreiben, die nur den einen unheilbaren Friedensgruß ertönen lassen würde:



„Die Mensch!"

Aber weiter, weiter!

Und die finstere, fanatische Anklage des Staatsanwalts glitt vor Waldeck's Augen vorüber, der das ängstliche Plaidoyer des um seinen Herd besorgten Vertheidigers verfolgte, bis endlich — da — Gott sei gepriesen — frei!

Das Menschthum hatte gesiegt!

Aufathmend ließ er das Blatt sinken. Selbitz wandte sich diskret ab. Er wollte wohl die Thräne nicht sehen, die aus dem Auge des Freundes in den dunklen Bart tropfte.

„Ich nahm nun meine Nachforschungen," knüpfte der Hauptmann nach einer Pause wieder an, „mit verdoppeltem Eifer auf. Der Charakter dieses unerschrockenen Mädchens, diese Geschichte der kämpfenden Liebe hatten mein Interesse auf den höchsten Grad gespannt. Aber auch hier war ich unglücklich.

Mein Brief an Hamelin kam als unbestellbar zurück, und der Präfekt von Le Mans antwortete mir auf meine Erkundigungen, Jeanne's Vater sei, nachdem er durch den Prozeß den größten Theil seines Vermögens verloren, ins Ausland gegangen, unbekannt wohin. Alle meine weitern Anstrengungen hatten denselben Erfolg. Sie waren umsonst!"

Er hatte geendet. Waldeck trat auf den nun dunklen Balkon hinaus. Selbitz folgte ihm nicht. Er fürchtete, ihn zu stören.

Als jener nach einiger Zeit zurückkehrte, trug sein Gesicht einen seltsam entschlossenen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Freund, für alles, was Sie gethan!" sagte er bewegt, und die Hände der beiden Männer vereinigten sich zu einem langen, festen Drucke.

„Und nun," fragte der Hauptmann endlich, „was werden Sie thun?"

Der Professor richtete sich auf.

„Jeanne finden!"

— — — — — — — — — — — — — —

Jersey, Insel der Glücklichen! Deine Natur ist freigebig und deine Menschen sind weise! Deine Ufer umspülend, hält lauer Golfstrom ihnen strengere Unbilden des Winters fern; statt wirbelnder Schneeflocken wehen duftende Blüthenschauer über deine Fluren, die, eine köstliche Vereinigung von Nutz- und Ziergärten, die Märkte Londons mit den ausgesuchtesten Tafelfrüchten beschicken, während selbst die verwöhntesten Kinder der südlichen Flora auf ihnen im prächtigen Gedeihen prangen.

Jersey, glänzendes Eiland, um so glänzender, je unheilbrohender sich ringsum die Wasserwüste wälzt, die Straße des Schreckens, wie der zwischen den normannischen Inseln und dem französischen Festlande ängstlich und vorsichtig hin und her lavirende Seemann sie genannt. Tückischen Ungeheuern gleich lauern da unter der Wasserfläche nur in geringer Tiefe zahlreiche Klippen. Wehe dem Fahrzeug, das in die Gewalt der sich kreuzenden, mit elementarem Anprall alles fortreißenden Meeresströmungen geräth!

„Hai" und „Sichel", „Vaternosterklippen" und „das schlimme Pferd" dräuen dem Lebenden den Tod, und wenn dir gar drüben bei den Chausseyklippen das Gespenst des „rothen Männleins" auf der Wolke reitend erscheint, so mag dir aus zagendem Herzen das Stoßgebet der bretagnischen Fischer heraufquellen: „Heiliger Gott, errette mich; dein Meer ist so groß und mein Schiff ist so klein!"

Jersey, Freistätte der Heimathlosen und Geächteten!

Die Sonne war aus kämpfenden Wolken hervorgebrochen und ließ die flachvertiefte Schale, mit der die Insel sich gen Süden neigt, im bunten Schmucke ihres reichen Anbaues erglänzen. Ueberall leuchteten aus dem Grün die hellen Punkte der Landhäuser, lustig drehten sich auf den Kämmen die Windmühlenflügel und die weiße Schlange einer Lokomotive kroch am Ufer dahin, parallel zu dem weißen Bande der Brandung, die das Felsgestade umspült.

Zum Lecastrand, dem malerischsten Punkte des wildromantischen Theiles der Küste, stieg durch ein enges, dicht bewachsenes Thal ein einzelner Wanderer hinab.

In der Nähe des Strandes angelangt, blieb er stehen und starrte lange auf das Bild vor ihm.

Nichts als Feld und Wasser ringsum und der brausende Kampf beider gegen einander, welcher in der von senkrechten Wänden eingeschlossenen Bucht zu ohrenbetäubendem Getöse sich verstärkte.

Es berührte ihn sympathisch wie lange nichts. Es gab etwas in ihm, das ihn zu dieser melancholisch-wilden Einsamkeit hinzog. Fern von der großen Welt, fern, schien's, auch von den Menschen!

Von den Menschen! Nicht das!

Sobald er um den nächsten, bizarr geformten Felsvorsprung getreten, würde ihm das kleine Strandhotel mit dem Dutzend einfacher Häuschen entgegenwinken, und — mischte sich da eben nicht eine menschliche Stimme in das Rauschen und Gurgeln der Wasser?

Mechanisch trat er vor.

Auf einem mächtigen, weit in die Brandung ragenden Felsblocke stand regungslos die Gestalt eines Weibes. Die langen, dunklen Gewänder zeichneten sich scharf von dem weißen Gischt des Meeres ab. Das hüllende Tuch war vom Haupte zurückgeglitten, und die rollende Woge sprühte einen feinen Regen von in der Sonne aufglühenden Thaudiamanten in das entfesselt herabwallende Haar.

Das Mädchen — denn ein Mädchen schien's, nach den keuschen Umrissen der schlanken Gestalt zu urtheilen — hatte das Gesicht nach der See hinausgewendet, sodaß der Fremde nur die feine Form des Kopfes und die reine Linie des Halses betrachten konnte. Aber dennoch — däuchte ihm das Wenige nicht seltsam bekannt?

Sein Herz pochte mit ahnendem Ungestüm; er wollte vortreten, um der Einsamen ins Antlitz zu spähen.

Doch betroffen blieb er stehen. Wieder klang ihm der seltsame Ton ans Ohr, der ihn vorhin durch das Gebrüll des Meeres hindurch hierher gezogen. Das Mädchen sang fremde, todestraurige Melodien, zu denen die wilde Musik der Wogen eine ergreifende, packende Begleitung spielte.

Dann brach sie jäh ab.

Es war, als ob sie die Nähe des Fremden fühle; denn ehe es ihm noch gelungen, ihr ins Angesicht zu sehen, zog sie mit einer schnellen Bewegung das Tuch wieder über das Haupt, dann wandte sie sich nach der dem Beobachter entgegengesetzten Seite.

Er begriff, daß sie ihm ausweichen wolle. Und so blieb er stehen und folgte ihr nur mit den Blicken.

Doch da — hatte ihr Fuß nicht gezögert, weiterzuschreiten? Und war es nicht wie ein plötzlicher Schreck durch ihre Gestalt gegangen, da sie, vielleicht ohne es selbst zu wollen, das Gesicht des Fremden mit einem scheu hinter dem verhüllenden Kopftuche hervorgleitenden Blicke gestreift hatte?

Es schien ihm, als wanke sie plötzlich und lehne sich einen Augenblick, wie eine Stütze suchend, an die Felswand.

Aber es war wohl nur Täuschung gewesen! Denn da er ein paar Schritte zu ihr hinmachte und aufblickte, war sie verschwunden.

Und nun schien ihm die düstere Bucht mit einem male noch finsterer und schauriger als zuvor. Und wirklich — die Wolkenmassen oben am Himmel hatten sich vor die Sonne gelagert, und aus den Wassern stieg ein gespenstiges Grau empor, Meer und Felsen in nebelige Dämmerung hüllend.

Gefährlich, der Verschwundenen zu folgen auf unbekannten, steilen Pfaden, und hohe Zeit, ein Obdach zu suchen gegen den dräuenden Sturm.

Als der Fremde bei dem Strandhotel anlangte, prasselte der erste Regenguß nieder. Der Wirth stand in der Thür und lugte nach dem Himmel hinauf.

„Wird ein hübsches Wetterchen werden, Herr!" rief er. „Darf Ihnen aber den Aufenthalt bei uns nicht verleiden. Giebt keinen gesundern Fleck auf der Erde, als den Lecastrand von Jersey!" betheuerte er und klopfte dabei auf seine Brust, die sich breit und mächtig wölbte wie ein Fels, gegen den die alles verschlingende Fluth der Zeit vergeblich anzudranden schien. Hatte er doch als junger Offizier Napoleons I. Kriegszüge durch die Welt mitgemacht, und das Alter den Feuerblick seiner hellen Augen nicht auszulöschen vermocht!

Der Fremde schien die Rede des alten Herrn gänzlich überhört zu haben.

„Mein Gepäck ist angelangt?" fragte er ohne Interesse, wie geistesabwesend.

„Ah, Herr Professor Waldeck? — Gewiß, das Gepäck ist mit dem Dampfer von St. Malo herübergekommen. Befehlen Sie gleich Ihr Zimmer . . .?"

„Nein, nein!" wehrte Ernst ab. „Ich möchte Sie vorher etwas fragen, wovon die Dauer meines Aufenthalts hier abhängt. Sie sind in der Umgegend bekannt?"

Der ehemalige Offizier richtete sich lächelnd auf.

„Seit fast sechzig Jahren ist mir niemand entgangen, der auch nur zwei Stunden lang am Lecastrand weilte!"

„So wissen Sie vielleicht, ob hier ein Herr Hamelin, Landsmann von Ihnen, mit seiner Tochter wohnt?"

„Hamelin? — Ach, Sie meinen den seltsamen Patron mit der noch seltsamern Tochter, der sein Zelt seit ungefähr drei Monaten hier aufgeschlagen? Natürlich kenne ich ihn! Nur wenig über ihn zu sagen! Der Alte scheint sehr kränklich, denn er verläßt nur selten das Häuschen da oben hinter dem Felsen, und die Tochter — na, mit ihr ist's nur so . . . so . . ." Er machte eine bezeichnende Handbewegung nach der Stirn, die dem Hörer das Blut nach dem Herzen trieb.

„Geistesgestört?" stammelte er bleich.

„Nicht gerade das, Herr Professor. Aber es ist immerhin etwas Eigenes mit ihr. Sie muß Schweres durchgemacht haben. Es ist, als wäre sie menschenscheu. Nur selten kommt sie einem mal zu Gesicht, und auch dann sucht sie so scheu auszuweichen, als habe sie etwas auf dem Gewissen. Ihre Lieblingsstelle, an welcher man sie fast täglich finden kann, sind die Nadelfelsen unten am Strand mit der düstern Höhle dahinter. Der Ort paßt wohl zu ihrer Gemüthsstimmung."

Der Professor legte, in tiefes Sinnen versunken, die Hand über die Augen. So war es also doch Jeanne gewesen, der er dort unten begegnet, Jeanne, die er in Beauvillage und in Paris bei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920929021/fragment/page=0002